



# Die Spur der Ahnen



Der Stammbaum der Medici-Familie (Pier Cattacci, um 1520) zeigt Urahn Averardo an der Spitze von 150 Verwandten – darunter toskanische Prinzen und der spätere Papst Clemens VII.

Einst war die Genealogie ein Privileg des Adels. Inzwischen aber ist die Suche nach den familiären Wurzeln ein Massenphänomen. Millionen stöbern in Kirchenbüchern und im Internet nach ihren Ahnen, vergleichen Tauf-Einträge und Chromosomen. Angetrieben von Rätselfeidschaft – und der Sehnsucht nach festem Grund in der eigenen Geschichte

**D**ER ANTHROPOLOGE Holger Zierdt hat seine Verwandtschaft fast komplett im Kühlschrank archiviert. Bündelweise Briefumschläge liegen dort, sorgfältig gestapelt bei minus 20 Grad Celsius im Gefrierfach, und viele sind beklebt mit Luftpostmarken aus den USA. Sie enthalten Wattestäbchen mit Schleimhautzellen, die sich Menschen mit Nachnamen Zierdt in Hessen und im Ruhrgebiet, in Washington und Minneapolis vom Inneren ihrer Wangen abgeschabt haben – vorschriftsgemäß frühmorgens, zwischen Zähneputzen und Frühstück. Auch die Zierds aus Thüringen haben gern mitgemacht. Und die Zierts aus Crystal Falls in Michigan.

Der 35-jährige Wissenschaftler aus Göttingen hat sie alle zu einem Verwandtschaftstest gebeten. Um herauszufinden, wie die Zweige seiner Familie zusammenhängen. Lassen sich sämtliche heute lebenden Zierdts, Zierds, Zierts und Zearts auf einen thüringischen Tontöpfer namens Curtt Zier zurückführen, der um das Jahr 1580 gelebt hat? Die alten Kirchenbücher sind zu lückenhaft, um diese These zu erhärten. Deshalb muss Holger Zierdt die Familienforschung im Labor fortsetzen: Aus dem Erbgut der heute lebenden Verwandten will er Schlüsse auf die Ahnenfolge ziehen – und damit vielleicht die genetische Verbindung aller Zierdts der Gegenwart beweisen.

Martin Richau braucht für seine Ahnenforschung keine teure Technik – er nutzt nur sein Notizbuch und sein Fahrrad. Seit mehr als 20

Jahren radelt der Jurist aus Berlin in jedem Frühjahr ein paar Wochen lang durch Oberschlesien, von Pfarrhaus zu Pfarrhaus, fragt die Dorfältesten nach ihren Erinnerungen und lässt sich Personen auf vergilbten Hochzeitsfotos identifizieren – immer auf der Spur seiner Vorfahren, die hier mehrere Jahrhunderte lang gelebt haben.

Jeden Grabstein in den Dörfern seiner Ahnen hat der 48-Jährige besichtigt, viele verwitterte Inschriften in sein Notizbuch transkribiert. 50 000 Namen hat Richau inzwischen in seine Stammbäume und Ahnenlisten eingetragen – alle von Menschen, die irgendwie mit ihm verwandt sind. Nun versucht er, jedes noch so unscheinbare Detail aus dem Leben seiner Vorfahren festzuhalten, das sich aus den wenigen historischen Dokumenten extrahieren lässt: Etwa, dass Witwer und Witwen in Oberschlesien meist schon sechs Wochen nach dem Tod ihrer Ehepartner wieder verheiratet waren, oft mit engen Verwandten ihrer ersten Gatten, weil sie Haus und Hof nicht allein hätten bewirtschaften können. Oder auch nur, dass es morgens Mehlsuppe gab auf den Höfen von Falkowitz. Und abends Dickmilch mit Kartoffeln.

Paul Wiechman aus McKinney, Texas, wiederum sucht nach seinen „crossing ancestors“ – jenen Vorfahren, die einst den Atlantik überquert haben. Für den Finanzfachmann ist seine Ahnenforschung wie ein Studium in europäischer Geschichte: Welche Not trieb seine Vorfahren in die Ferne? Welche Hoffnung? Was für eine Heimat ließen sie zurück? Und wie passt ihre ganz private Familien-

geschichte in die großen historischen Zusammenhänge der Alten Welt?

„Ein Stammbaum ist niemals fertig“, sagt der 67-jährige Amerikaner. „Ich werde bis an mein Lebensende forschen. Und ich will jeden Ort in Deutschland besuchen, an dem einer meiner Ahnen gelebt hat.“

**DER WISSENSCHAFTLER**, der Familienromantiker, der Historiensammler – in der Gemeinde der Genealogen hat jeder seine eigenen Methoden. Die Ahnenforschung, ein Hobby unter ständigem Verschrobenheitsverdacht, hat sich in den vergangenen Jahren zu einem Massenphänomen entwickelt. Etwa 120 Millionen Menschen sollen allein in den USA auf der Suche nach ihren Wurzeln sein. Dort ist die Familienforschung nach der Gartenarbeit schon das zweithäufigste Hobby. Im Internet wird die Recherche nach verstorbenen Verwandten

*50 000 Verwandte hat Martin Richau gesammelt – nur erforscht er ihre Geschichten*

nur noch von der Suche nach Pornos übertroffen.

Auch in Deutschland, wo die Genealogie wegen der Pflicht zum Nachweis der arischen Abstammung im Dritten Reich lange Zeit verdächtig war, wächst die Schar der Ahnenforscher. Rund 30 000 Menschen sind in genealogischen Vereinen zusammengeschlossen, in Österreich und der Schweiz



## SPURENSUCHE IN SCHLESIEN

»Nu, nu, so viele Jahre!« sagt Großtante Agnes Marcinek und schaut auf das vergilbte Foto von der Hochzeitsgesellschaft ihres Bruders aus dem Jahre 1927. »Das ist Tante Hanka. Der hier könnte ein Sollorz sein. Und Onkel Simon war damals ja schon längst gestorben.« Die 95-Jährige wohnt bei ihrer Tochter, Schwester Natalia, im Kloster der Borromäerinnen im polnischen Trzebnica – und ist eine der wenigen Verwand-

ten, die dem Berliner Martin Richau noch die Fotos seiner Ahnen erklären können. Für ältere Informationen findet er nur noch tote Zeugen: Auf dem überwucherten Friedhof von Domaradzka Kuźnia notiert sich Richau die verwitterten Inschriften für seine Dorfchronik. Und das Holzhaus der Försterei von Cieszyny steht wohl auf jenem Grundstück, das einst sein Ururururgroßvater bewirtschaftete



etwa jeweils 1600. Sehr viel mehr fahnden privat und auf eigene Faust nach ihrer familiären Herkunft.

Die Mormonenkirche im US-Staat Utah, die über die weltgrößte Sammlung von alten Kirchenbuchdaten und Auswanderungsakten verfügt, liefert Monat für Monat

der Patchwork-Familien und das liberalisierte Namensrecht ohnehin genug Probleme haben werden.

Dabei sind die Ergebnisse der Familienforschung oft nur für die Forscher selbst interessant. Allenfalls die skurrilsten genealogischen Erkenntnisse schaffen es bisweilen in die öffentliche Diskussion: etwa, dass Präsident George W. Bush und sein demokratischer Herausforderer Vettern neunten Grades sind, und beide mit Playboy-Gründer Hugh Hefner verwandt; dass Außenminister Colin Powell sich beim schottischen Amt für Heraldik um die Genehmigung eines Familienwappens bemüht; oder dass der 62-jährige australische Reiseforscher Michael Hastings eigentlich König der Briten sein müsste, als erbberechtigter Abkömmling eines vor über 500 Jahren in der Thronfolge übergangenen Prinzen.

**WAS ABER MOTIVIERT** die vielen Hobby-Genealogen, die nicht in prominenten Sippen forschen und die für ihre hart erarbeiteten Resultate meist nur wenige Interessenten finden? Was treibt sie immer wieder in die Archive und über die Friedhöfe? Was fesselt sie tagelang in Lesesälen vor den Bildschirmen der Mikrofilmgeräte?

Welche Art von Befriedigung ziehen sie daraus, wenn sie ihrem Puzzle die Namen längst vergessener Verwandter aus weit entfernten Familienzweigen hinzufügen können? Welche Sehnsucht bringt sie dazu, in einer gegenwartsverliebten Zeit das eigene Leben immer tiefer in der Vergangenheit zu verankern, in einem unendlichen genealogischen Kontinuum aus Geburten, Hochzeiten und Todesfällen?

Die meisten Genealogen geben an, es sei vor allem eine Lust am Rätsellösen, die sie bei ihrer Forschung treibt: historische Detektivarbeit in eigener Sache, deren schönster Preis es sei, in den Wirren der großen Geschichte den Faden der eigenen, kleinen wiederzufinden.

Und manche fühlen sich noch immer von der Chance angespornt, in ihrem Stammbaum irgendwo auf einen „Renommier-Ahnen“ zu stoßen: Hunderte von deutschen Genealogen fühlen sich durch eine Blutsverwandtschaft mit Goethe, Luther oder Karl dem Großen ausgezeichnet. Und in den USA führt die bessere Gesellschaft ihre Ahnenreihen noch heute gern auf die frühen Kolonisten zurück, vorzugsweise auf die bekanntesten, die Passagiere der legendären „Mayflower“.

Sozialpsychologen wie der Münchner Forscher Heiner Keupp halten die Sehnsucht nach den Ahnen aber nicht zuletzt auch für eine Reaktion auf den gesellschaftlichen Wandel: „Uns allen wird heute immer mehr Dynamik zur ständigen Veränderung des Lebensumfelds abgefordert. Die Menschen können sich aber nicht bloß über ihre Zukunftspläne definieren – und suchen daher verstärkt in der Familiengeschichte nach festem Halt, auf dem sie ihr Selbstbild errichten können.“

Keupps Wittener Kollege Harald Welzer glaubt zudem, dass das Ende des Ost-West-Konflikts den Boom einer privaten Erinnerungskultur befördert hat: „Noch bis vor 15 Jahren gab es klare, konkurrierende Gesellschaftsmodelle und politische Utopien, in die hinein

## Historische Detektivarbeit in eigener Sache – und ein Studium in europäischer Geschichte

mehr als 3000 Mikrofilm-Kopien an deutsche Ahnenforscher aus. In der FOKO-Datenbank, einer Online-Plattform für Forscherkontakte, haben Tausende von Privatgenealogen Informationen über zehn Millionen historische Personen hinterlegt; teilen etwa mit, dass sie den Namen Langenbeck in Buxtehude für das 15. und 16. Jahrhundert detailliert erfasst haben, und bieten Hilfe an, falls jemand in dieser Linie forschen möchte.

In Hamburg hat das Staatsarchiv Passagierlisten mit Angaben zu 5,4 Millionen Emigranten digital erschlossen, die hier einst die Schiffe nach Übersee bestiegen haben. In Leipzig bestreitet Deutschlands einziger Professor für Onomastik, für Namenskunde, eine eigene Radiosendung und erklärt etwa den Wackernagels, dass einer ihrer Vorfahren wacker genagelt haben muss – und zwar durchaus „im sexuellen Sinne“. Und in Berlin verdichtet eine Firma gegen Honorar die Lebenserzählungen ihrer Kunden zu Biografien: Vorarbeit für die Genealogen der Zukunft, die durch die steigende Zahl

Um 1490 malt Gérard David die Genealogie der heiligen Anna. Im Vordergrund ist sie mit ihrer Tochter Maria und mit Jesus, ihrem Enkelkind, zu sehen. Ganz oben steht nochmals Maria, mit Joseph und Gottvater

die Menschen ihr Selbstbild entwerfen konnten. Das war relativ fester Grund für die Verankerung der eigenen Identität. Heute leben wir zwar aus westlicher Sicht im besten aller denkbaren Systeme – aber das bietet nur noch wenig Orientierung.“

Im Gegenteil: Die Unsicherheit der persönlichen Lebensplanung sei eher größer geworden. Was liege da näher als der Rückgriff auf die Vergangenheit, um dort Anknüpfungspunkte zu finden, mit deren Hilfe man sich selbst im Leben positionieren könne? „Es ist ein essenzielles psychologisches Bedürfnis, eine Begründung dafür zu finden, warum man so ist, wie man ist“, sagt Welzer. „Dabei hilft es natürlich, wenn man Qualitäten, die man bei sich selbst zu finden glaubt, im Charakterbild eines Vorfahren bestätigt findet.“

In Deutschland, so glaubt der Psychologe Keupp, spiele außerdem noch eine politische Entwicklung der vergangenen Jahre eine Rolle: „Es ist bestimmt kein Zufall, dass gerade jetzt, 60 Jahre nach dem Krieg, lang anhaltende Tabus gebrochen werden. Wir forschen heute über die Vertreibung und befragen Opfer des Bombenkrieges nach ihren Erfahrungen, ohne uns dabei sofort als Revanchisten fühlen zu müssen. Das öffnet auch dem Umgang mit den eigenen Vorfahren neue Wege: Viele Fragmente, die irgendwo in den kollektiven Gedächtnissen der Familien erhalten waren, können jetzt unbefangener aufgearbeitet werden.“

**EIN LABOR DER ABTEILUNG**  
für Historische Anthropologie und  
Humanökologie, Göttingen. Holger

Zierdt steht vor dem Konzentrat seiner jahrelangen Familienforschung: millionenfach vermehrte Fragmente aus den Y-Chromosomen von 57 Zierdt-Verwandten, aus Pipetten aufgetragen auf mit bläulichem Gel begossene Platten.

Wenn die Zierdts wirklich eine Familie im genetischen Sinne sind, dann sollten bei der Untersuchung mit dem Elektrophorese-Apparat die neun markierten Positionen auf dem Chromosom aller männlichen Namensträger identisch sein – gleichgültig, wohin das Leben sie verschlagen hat. Denn das Y-Chromosom vererbt sich weitgehend unverändert durch die Generationen, immer exakt kopiert vom Vater auf den Sohn (siehe Seite 142).

Aber wenn sich die Proben am Ende als unterschiedlich erweisen sollten – was dann?

15 Jahre lang hat Holger Zierdt seine Familie erforscht. Hat Kirchenbücher durchgesehen, auf Mikrofilmrollen nach Trau-Matrikeln gesucht und uralte Nachrufe aus Zeitungsarchiven hervorgekramt. Tausende von kleinen Rechtecken hat er in riesigen Stammbaumsystemen mit Namen und Daten gefüllt, Männern gerade und Frauen ungerade Zahlen zugeordnet und, wo immer möglich, deren Geschichten festgehalten.

Die meisten waren „kleine“ Leute, deren Lebensleistung zwischen den Zeilen der Geschichtsbücher verschollen ist: hier ein Schuhmacher, dort ein Zimmermann, ein Weichensteller. Nur selten ragt einer aus der Masse der längst Verstorbenen heraus: Wie jener Thüringer namens Claus Zierdt, der 1655 einen hessischen Forstknecht mit der Flinte durchs

Wirtshausfenster erschossen hat – eine Tat, deren Hergang in einer 200 Seiten dicken Gerichtsakte im hessischen Staatsarchiv in Marburg nachzulesen ist. Und natürlich jener Georg Zierdt, der sich Mitte des 19. Jahrhunderts rund 150 Taler für die Reise von Hessen

## Wenn Zukunftsplanung unsicher wird, suchen Menschen Halt – in der Vergangenheit

nach Amerika zusammensparte, weil er abenteuerlustig war oder perspektivlos oder beides; und der dann in „Pensilvanien“ unter dem Namen „Big George“ einen Schnapsladen eröffnete.

Die Verbindung zwischen allen diesen Menschen ist Holger Zierdts Konstrukt und Hypothese – Ergebnis seiner enormen Detektivarbeit. Und diese Verbindung muss jetzt im UV-Licht einer Dunkelkammer den Wahrheitstest bestehen. Vor ihm auf dem Laborisch sollten ausschließlich Teile aus der DNS des alten Stammvaters liegen, sichtbar gemacht in 57 zeitgenössischen Kopien, identisch weitergegeben durch mindestens 14 Generationen.

Wenn die Ergebnisse das nicht bestätigen, dann haben die Zierds und die Zierts und die Zierdts dieser Welt keinen gemeinsamen Vorfahren.

Oder aber: Manche der eingehirateten Frauen haben Kinder fremder Väter geboren.

„Wir haben vor dem Experiment diskutiert, wie gefährlich solche Ergebnisse für den Fami-



## FILME FÜR DIE EWIGKEIT

Im Diözesan-Archiv im polnischen Opole arbeitet Pfarrer Zygmunt Stanula täglich für die Konkurrenz: die Mormonenkirche mit Hauptsitz im US-Bundesstaat Utah. Die hat ihm ein Mikrofilmgerät zur Verfügung gestellt, damit er alte Dokumente rettet. Mehr als 1000 Mal hat er nun schon über den Seiten von Pfarrchroniken und Taufregistern das Licht gemessen, das Papier mit einem angespitzten Holzlöffel flach gedrückt und

die Kamera ausgelöst. Seine Filme werden dann nach Salt Lake City ins größte genealogische Archiv der Welt gebracht. Nebenbei kümmert sich Stanula auch um ahnenforschende Besucher. Die können in seiner Bibliothek etwa die alten Breslauer Amtsblätter studieren, um Details aus dem Leben ihrer Ahnen zu erfahren. Und sei es nur, dass ein Soldat 1813 täglich »Zwei Neuntel Quart Branntwein« Proviant erhielt



lienfrieden sein können“, erklärt Holger Zierdt. „Vorsichtshalber haben wir dann keine Brüder und Cousins ersten Grades in die Reihe der Probanden aufgenommen: So können wir Seitensprünge frühestens bei den Urgroßmüttern entdecken – und kein Lebender muss unter Verdacht geraten.“

Eine gute Stunde wird die Analyse dauern. Dann sollten die DNS-Stücke entlang des Spannungsgeläses durch das Gel gewandert sein und verräterische Spuren hinterlassen haben, die das Rätsel lösen werden.

Ganz neu ist die Methode nicht. Vor allem in Fällen von historischer Tragweite haben Gen-Untersuchungen schon der Familienforschung dienen müssen. Etwa, als ein Erbgutvergleich jene Hochstaplerin enttarnte, die sich jahrzehntelang als die verschollene Zarentochter Anastasia ausgegeben hatte. Oder als Wissenschaftler die Blutflecken auf den Kleidern des ermordeten Findelkinds Kaspar Hauser mit der DNS des herzoglichen Hauses von Baden

verglichen. Und zu dem Ergebnis kamen, der Junge, der 1828 in Nürnberg aufgetaucht war, sei mit dem Adelsgeschlecht nicht verwandt, anders als lange vermutet. (Ob das untersuchte Blut tatsächlich das von Kaspar Hauser war, ist allerdings umstritten.)

Je weiter man die Abstammung von Menschen per Genetik in die Vergangenheit verfolgt, desto schwerer sind die Ergebnisse zu fassen. Zu verflochten ist die genetische Geschichte aller Vertreter der Gattung *Homo sapiens*, als dass sich heute noch wirklich klare Trennungslinien ziehen ließen.

Im Gegenteil: Mithilfe der so genannten Mitochondrien-DNS, die sich unverändert von der Mutter auf alle ihre Kinder vererbt, will der Oxford-Genetiker Bryan Sykes sogar herausgefunden haben, dass alle heute lebenden Europäer von nur sieben Urmüttern abstammen.

Seinen Berechnungen zufolge haben diese Frauen vor 10 000 bis 45 000 Jahren gelebt. Selbst ihre Heimatregionen lassen sich laut Sykes noch heute anhand der

geographischen Verteilung ihrer DNS-Spuren ausmachen, ebenso die Wanderungsbewegungen ihrer Clans. Unter Wissenschaftlern hat Sykes damit eine Kontroverse ausgelöst – darüber, was die Gene über die Genealogie der Menschheit wirklich sagen. Und darüber,

## War Kaspar Hauser ein Prinz? Das können Genealogen nur noch übers Erbgut ergründen

wie treffgenau wir die molekularen Nachrichten aus der Vorgeschichte überhaupt entschlüsseln können.

MARTIN RICHAU WILL mit seiner Ahnenforschung nur ein paar Jahrhunderte zurück. Er will berühren, was seine Vorfahren berührt haben. Er sucht nach greifbaren Artefakten der Erinnerung und nicht nach einer Abfolge von Basen in seinem genetischen Code, die in

ABSTAMMUNGSTEST

**Zelle**

Zellkern mit Erbgut (Chromosomenpaare)

**Chromosomenpaar männlich**

Y-Chromosom

**DNS-Strang aus dem Y-Chromosom**

Gen-Ort

**Auszählung von Sequenzen innerhalb eines Gen-Ortes (Gen-Locus)**

Gen-Ort III

Ergebnis: sechsmal eine AGAT-Sequenz

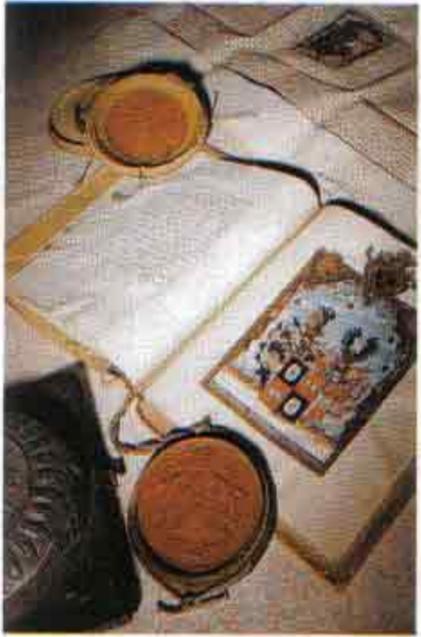
**Vergleich von Sequenzen verschiedener Probanden**

Gen-Ort:	I	II	III	IV
Proband 1	16	9	6	17
Proband 2	16	9	6	17
Proband 3	18	12	8	13

Ob zwei Männer denselben Vorfahren haben, verraten ihre Y-Chromosomen. Auf deren DNS liegen bestimmte Abfolgen von Basen, die sich mehrfach wiederholen.

Kommen diese Muster an allen untersuchten Gen-Orten gleich oft vor, dann tragen die Probanden das gleiche Y-Chromosom – und sind in männlicher Linie verwandt.

Dieser Stammbaum der sächsischen Herzogsfamilie ist ein frühes Vorbild für die Pracht genealogischer Darstellungen (Daniel Bretschneider d. J., um 1650)



## DETEKTIV IN KAISERS ZEITEN

Viele Europäer sind mit Karl dem Großen verwandt – nach 1200 Jahren hat er Hunderttausende Abkömmlinge. Aber kaum jemand schafft, was dem Leipziger Genealogen Erhard Werndl von Lehenstein nach Jahrzehnten gelungen ist: eine Verbindung mit dem Frankenkaiser über eine rein weibliche Linie theoretisch zu belegen. Der größte Schatz des Rentners ist dagegen etwas handfester: Adelsdiplome, teils aus Ziegenleder, die er in einem Bankschließfach verwahrt



Teilen möglicherweise mit der seiner Ahnen übereinstimmt.

Als sein Wagen vor der Dorfkirche von Cieszyny in Schlesien parkt, hält auf der Wiese gegenüber ein Mann beim Rasenmähen inne. Es kommt nicht häufig vor, dass hier ein Fremder Station

## Wer Fürsten sucht, hat viele Quellen. Nach einem Förster muss man oft Jahre fahnden

macht. Dass einer um die Kirche mit dem grauen Zwiebelturm schleicht, an der verschlossenen Tür rüttelt und dann durchs Schlüsselloch die Schnitzereien im Inneren des Baus begutachtet.

Als die Pfarrwirtin kommt und die Kirche aufsperrt, will Richau vor allem wissen, aus welcher Zeit das Gebäude stammt. Die Antwort: Es wurde 1696 eingesegnet. Das hölzerne Taufbecken im Chorraum scheint nicht viel jünger zu sein. Das genügt dem Angereisten: Hier, so ist er sich nun sicher, hat einst sein Ururururgroßvater Franz Kusch gebetet, hier hat er seine Kinder taufen lassen. Er wird sicher nicht oben gesessen haben, in der Loggia der Adligen, sondern unten, als einfaches Mitglied der Gemeinde, vielleicht neben dem Relief, das Johannes den Täufer darstellt.

Denn Franz Kusch war nicht Fürst, sondern Förster – zuständig für alle Wälder um das niederschlesische Dörfchen Tscheschen, das heutige Cieszyny. Und Martin Richau hat fast 20 Jahre gebraucht, um das herauszufinden.

Eigentlich hat der Berliner seine schlesischen Vorfahren fast schon ausgeforscht – hat die meisten seiner Ahnenlinien bis zu jenem Punkt verfolgt, an dem zum Weiterkommen schlicht die Quellen fehlen. Etwa, weil russische Soldaten im kalten Januar 1945 viele deutsche Kirchenbücher verheizt haben. Oder weil die Trau- und Taufregister manchmal lückenhaft geführt wurden.

Doch in der Kusch-Linie mochte Richau sich mit dem toten Punkt nicht abfinden. Ein loses Ende in der Ahnenreihe, schon nach fünf Generationen: vollkommen inakzeptabel für einen Familienforscher, der in anderen Linien seine Vorfahren mehr als 500 Jahre tief in die Vergangenheit verfolgen kann.

Inakzeptabel auch deshalb, weil sich Richau bereits vor 20 Jahren bis auf wenige Meter an die entscheidenden Dokumente herangearbeitet hatte: bis an die Tür des Pfarramts im Dörfchen Falkowitz (dem heutigen Fałkowice) – die ihm der dortige Priester aber vor der Nase zuschlug, weil er mit der deutschen Geschichte seiner Pfarrei nichts zu tun haben wollte.

Dabei musste in Falkowitz des Rätsels Lösung liegen: Dort hatte Richaus Urgroßmutter gelebt. Und auch deren Mutter und Großvater. Dieser, ein Dorflehrer (und wie Richau heute weiß: der Sohn des Försters Kusch), war am 7. November 1823 aus einem anderen Ort zugezogen. Aber woher? Im Büro der Pfarrei Falkowitz, so wusste Richau, lagerten vielversprechende Dokumente: Schulinventare, Seelenregister und ein Zinsbüchlein. Doch der Pastor sagte: nein.

Erst im vergangenen Jahr haben sich der Genealoge und der Geistliche einander angenähert – weil sich der Pfarrer von Falkowitz eine Ortschronik wünschte. Martin Richau aus Berlin, inzwischen ein Experte in der Geschichte des Ortes, bot sich an, diese Chronik zu schreiben. Und durfte dafür endlich in den alten Schriften stöbern.

Sie führten ihn tatsächlich nach Tscheschen/Cieszyny, 100 Kilometer weiter nördlich. Zu Franz Kusch, dem Förster. Der jetzt als Vorfahr aus der sechsten Generation ein weiteres Kästchen in Richaus Stammtafel füllt.

Bloß: Woher kam dieser neue Ahn eigentlich, als er um 1787 wie aus dem Nichts im Forsthaus von Tscheschen auftauchte? Martin Richau will auch diesen toten Punkt überwinden. Und wenn es wieder Jahre dauert.

**DIE MEISTEN RÄTSEL** der Genealogie sind deutlich schneller zu lösen. Wenn die Vorfahren zumindest über einige Generationen im selben Ort geblieben sind, lassen sich die Spuren ihres Lebens leicht in Kirchenbüchern, Trauregistern und Taufmatrikeln nachvollziehen. Diese Dokumente sind heutzutage leichter zugänglich denn je. Überall in Europa sind Archive damit beschäftigt, Material bereitzustellen für die neue Kultur der Erinnerung. Auch im Diözesan-Archiv der polnischen Stadt Opole (Oppeln).

Hier hat sich Pfarrer Zygmunt Stanula ein kleines Kellerzimmer mit alten Schriften eingerichtet. Hier sammelt er, was die anderen Pastoren seiner Diözese nicht mehr pflegen: alte Ortsregister, Rechnungsbücher, Mitgliederverzeich-

nisse religiöser Bruderschaften – Schriftstücke auf löchrigem Ziegenpergament oder Bücher mit Spuren von Mäusefraß und Schimmelpilz.

Vor den alten Lederrücken im Regal liegt eine Zeitschrift mit einem Porträt des Papstes – gleich neben einem Arbeitstisch, an dem Pfarrer Stanula mit Erlaubnis seines Bischofs für die Konkurrenz arbeitet: die Mormonen.

Die haben ihm kürzlich eine alte Mikrofilm-Kamera zur Verfügung gestellt und ihn gebeten, alle genealogisch interessanten Dokumente aus der weiteren Umgebung abzulichten. Denn für die „Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage“ ist die Ahnenforschung ein religiöser Auftrag: Ihrem Glauben zufolge kann man den toten Vorfahren heutiger Mormonen auch noch lange nach deren Ableben rituell die mormonische Taufe anbieten – wenn man nur ihre Namen und Lebensdaten kennt.

„Natürlich klingt das für uns ein bisschen seltsam“, sagt der Pfarrer. „Aber Hauptsache ist doch, dass die Dokumente gesichert werden. Unser Bischof sieht das glücklicherweise ähnlich.“

Und so macht sich Pfarrer Stanula täglich an die Arbeit. Legt Taufregister aus Oberschlesien oder Pfarrchroniken in lateinischer Sprache unter das Objektiv, drückt die Seiten mit einem Holzlöffel flach und löst die Kamera aus. Mehr als 1000 Mikrofilmrollen mit jeweils 1000 Aufnahmen hat er bereits belichtet und per Kurier nach Salt Lake City geschickt, ins Hauptquartier der Mormonen.

Die Versandkosten sowie eine Aufwandsentschädigung für das

Bistum zahlt die Mormonenkirche, und Stanula bekommt eine Kopie für das Diözesan-Archiv. „Meine Filme werden auf diese Weise in der ganzen Welt gelesen“, sagt Stanula. „Überall verbreite ich mit meiner Arbeit ein kleines Stück der Geschichte meiner Heimat.“

2,3 Millionen Mikrofilmrollen mit einer Informationsmenge von sechs Millionen Büchern à 300 Seiten lagern schon in klimatisierten Stollen nahe Salt Lake City: das größte genealogische Archiv der Welt, 200 Meter tief unter Granit und durch Stahlschilde gegen Explosionen gesichert. Monat für Monat werden rund 5000 neue Rollen angeliefert – aus insgesamt 105 Ländern.

Jeder Interessent darf diese Daten nutzen. Denn, so die Überlegung der mormonischen Kirchenväter: Je mehr Genealogen es weltweit gibt, desto größer die Chance, dass die Ahnenforscher aus Utah neue Anknüpfungspunkte im Netz der von ihnen erkundeten Verwandtschaftslinien finden.

Für Hobbyforscher ist das Angebot aus Salt Lake City ohne Konkurrenz: Allein die Suchmaschine des Archivs im Internet ([www.familysearch.org](http://www.familysearch.org)) wird täglich 124 000 Mal abgefragt. Und 3800 mormonische Familienforschungszentren in aller Welt leihen jeden Monat 100 000 Filmkopien an private Nutzer aus.

Nicht überall stößt der Missionseifer der Kirche auf Begeisterung: In Deutschland etwa durften ihre Mitarbeiter bislang nur jedes zweite Kirchenbuch verfilmen – weil ihr Ritual der Totentaufe vielen Priestern suspekt ist.

Treue Anhänger haben die Mormonen dagegen auf den Cook-Inseln im Südpazifik. Dort brannte Anfang der 1990er Jahre ein Regierungsgebäude mit sämtlichen Personenstandsakten ab. Nicht einmal eine Geburtsurkunde konnten die Behörden nach dem Feuer aus-

## In ganz Europa stellen Archivare Material bereit für eine neue Erinnerungskultur

stellen – bis man in Salt Lake City alle kurz zuvor verfilmten Bevölkerungsdaten der Inseln zur Verfügung stellte.

**PAUL WIECHMAN** aus Texas hätte ohne die Hilfe der Mormonen das Schicksal seiner Familie kaum ergründen können: Mitglieder der Kirche haben in 5,6 Millionen Arbeitsstunden die historischen Passagierlisten der US-Einwanderungsbehörde auf Ellis Island vor New York digitalisiert. Haben Namen, Geburtsorte, Abreisehäfen, den Familienstand und manchmal sogar die verwandtschaftlichen Beziehungen der Ankömmlinge in eine riesige Datenbank eingegeben – und damit den etwa 100 Millionen heutigen Nachkommen dieser Einwanderer ein Tor in die Vergangenheit geöffnet.

Ohne die Mormonen also wären Wiechman und sein Schwager Eugene Bestgen wohl nie nach Windeck-Dattenfeld gekommen, in jenes Dorf im Rheinland, wo Bestgens Urururgroßvater im 19. Jahrhundert Müller war.

In unbequemen Positionen hockten die Figuren auf den Ästen dieses Stammesbaumes, den Loysel Liédet um 1470 in Brügge malte: eine künstlerische Spielerei, die keine konkrete Familie, sondern nur den Begriff der Blutsverwandtschaft illustrieren sollte.



## AHNEN AUS DER ALTEN WELT

Am Wehr der alten Wassermühle von Windeck-Dattenfeld hat schon der Urururgroßvater von Eugene Bestgen seine Beine baumeln lassen. Gemeinsam mit seinem Schwager, dem Genealogen Paul Wiechman (rechts), ist der Amerikaner der Spur des alten Dorf Müllers zurück bis ins Rheinland gefolgt. Beim Sektempfang des Bürgervereins zeigt Lokalhistoriker Willi Schröder den beiden Forschern Bilder aus dem 19. Jahr-

hundert; erklärt ihnen, wo der Vorfahr dereinst den Geräteschuppen hatte und dass die Müllerskinder ihrer Heimat gemeinsam mit anderen Emigranten ein Auswandererkreuz hinterlassen haben. Im Dorf kommen die Besucher aus Amerika sofort gut an: Feuerwehrmann Stefan Stöcker zeigt ihnen Uniformen aus der Kaiserzeit, und beim Platzkonzert spielt das Bläsercorps zu ihren Ehren den Marsch »United Nations«



Der Rasen vor der restaurierten Wassermühle ist frisch gemäht, als die Besucher aus dem Auto steigen. Der Bürgerverein des Dorfes – heute Eigentümer der Mühle – hat Sekt für die Besucher kalt gestellt. Und auch der Vizebürgermeister ist gekommen, um den Vertretern der sechsten Nachkommengeneration des in seiner Heimat längst vergessenen Dorfmüllers eine Willkommensrede zu halten.

„So, that's my mill“, sagt Eugene Bestgen grinsend. „Seit meiner Hochzeit habe ich mich nicht mehr so wichtig gefühlt.“ Schon auf der Autofahrt vom Flughafen sei ihm, wie er sagt, bei jedem Panoramablick ein Schauer über den Rückengefahren: Die Hügel hier am Flusslauf der Sieg sehen fast so aus wie jene um Tipton, Missouri, wo sich seine Vorfahren vor rund 150 Jahren niedergelassen haben. Und wo noch heute eine Kirche dem Heiligen Andreas geweiht ist – möglicherweise eine Reverenz der ausgewander-

klar geworden, weshalb meine Familie damals ausgerechnet nach Kansas ausgewandert ist: Sie mochte es eben karg und windig.“

Ein Lokalhistoriker aus Windeck-Dattenfeld hat sich vor der Ankunft der beiden Amerikaner ins Pfarrarchiv vertieft – und Dokumente gefunden, mit denen die Besucher hoch zufrieden sind.

„Die alten Schriftstücke zeigen, dass unser Urahn hier ein prominenter Bürger war“, sagt Paul Wiechman. „Er hat zum Beispiel einmal die Fischfangrechte am Flussufer neu verhandelt. Wir hatten immer gedacht, die deutschen Vorfahren unserer Familie seien allesamt kleine Bauern gewesen – doch Johannes Andreas Bestgen besaß eine eigene Wassermühle. Das ist schon etwas Besonderes.“

**DABEI STANDEN MÜLLER** über Jahrhunderte im Rufe der „Unehrlichkeit“ – ähnlich wie mancherorts Scharfrichter und Abdecker. Das zumindest legen Studien von Sozialgenealogen nahe, die unter anderem die Geschichte ganzer Berufsgruppen mithilfe von Quellen aus der Familienforschung ergründen wollen. Bis ins 18. Jahrhundert war den Müllern oft der Eintritt in die Handwerkszünfte verwehrt. In Hamburg hat die Seilerzunft im Jahre 1686 sogar einen ihrer Meister auszuschließen versucht, weil er eine Müllerstochter geheiratet hatte.

Was genau den Müllern ihre Ächtung eingebracht hat, darüber können die Forscher bisher nur mutmaßen. Möglicherweise reichen die Ursachen für ihren zwielichtigen Ruf bis ins Altertum zurück, als die Müller als Verarbeiter

des Korns vermutlich in Fruchtbarkeitskulte einbezogen waren.

Eine Auswertung der Kirchenbucheinträge von 940 historischen Eheschließungen von Müllern aus Sachsen ergab aber, dass immerhin 20 Prozent von ihnen die Töchter von Pfarrern, Beamten oder Handwerkern heiraten durften. Sie waren demnach also nicht so vollständig ausgegrenzt wie die Vertreter anderer Berufe: Für Henker oder Gerichtsdienere wäre eine solche Aufwärtsheirat fast undenkbar gewesen.

Auch das kann Ahnenforschung leisten: mithilfe privat gesammelter Informationen die Schicksale sozialer Gruppen erhellen helfen.

Mit einer ähnlichen – ebenfalls auf genealogischen Datensammlungen basierenden – Methode lassen sich sogar komplette regionale Gemeinschaften auf ihre Sozialstrukturen untersuchen. Der Historiker Jürgen Schlumbohm vom Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen hat dazu die Verwandtschaftsverhältnisse von 20 000 historischen Personen eines Kirchspiels nahe Osnabrück aus Heiratsbüchern, Beerdigungseinträgen und Volkszählungslisten über zwei Jahrhunderte rekonstruiert.

„Mikrogeschichte“ nennt er diesen Forschungsansatz – und vergleicht ihn mit dem Blick durch ein historisches Mikroskop, das die Gesellschaft bis in die kleinsten Einheiten durchleuchtet. Ein solcher Blick in die Kleinststrukturen erlaube es endlich, den Bauern und Landlosen, die bislang in der Geschichtsschreibung eher als namenlose, passive Zeugen der großen sozialen Entwicklungen auftraten,

## Wer aus Dithmarschen ausgewandert war, mochte es windig – und zog nach Kansas

ten Kinder an den alten Dorfmüller Johannes Andreas Bestgen aus Windeck.

„Wenn man die Landschaft ihrer Heimat sieht, dann versteht man die Auswanderer viel besser“, sagt Paul Wiechman. „Ich habe Vorfahren aus Dithmarschen in Schleswig-Holstein. Und erst als ich eines Tages dort hingereist bin, ist mir

eigene Ziele zuzuschreiben – und auch einige Gestaltungsmöglichkeiten für ihren Lebensweg.

So lässt sich anhand der Datensammlung nun beispielsweise feststellen, dass die Mitglieder der landlosen „Heuerlingsfamilien“ im 19. Jahrhundert oft schon nach vier Jahren auf den Hof eines anderen Patrons umzogen – entgegen der lange gehegten Vermutung, das Heuerlingsverhältnis sei eine Art von lebenslanger Leibeigenschaft bei einem Patriarchen gewesen.

Dass die Landlosen zudem aktiv Kontakt zu fremden Hofbesitzern knüpften, zeigt sich etwa in der Wahl ihrer Taufpaten: Noch häufiger als ihren eigenen Dienstherrn bestimmten die Heuerlinge nämlich die Herren fremder Höfe zum Gevatter ihrer Kinder und weiteten damit ihr Beziehungsgeflecht in die Gesellschaft der Landbesitzer ständig aus – möglicherweise in der Hoffnung auf einen späteren Wechsel in ein Heuerverhältnis zu besseren Bedingungen.

**NOCH EINEN SCHRITT** weiter bei der Auswertung genealogischer Zusammenhänge geht der Gießener Soziobiologe Eckart Voland. In seiner „Krummhörn-Datenbank“ hat er Informationen zu mehr als 23 000 historischen Familien aus der ostfriesischen Küstenmarsch des 18. und 19. Jahrhunderts erfasst, um darin nach Antworten auf bislang schwer zu eruiierende Probleme seines Faches zu suchen.

Etwa auf die Frage nach dem evolutionsbiologischen Sinn von Großmüttern.

Dass nämlich nur Menschenfrauen nach der Menopause Jahrzehnte weiterleben, ohne selbst

noch Kinder gebären zu können, war für manche Wissenschaftler schon lange ein Rätsel: Schließlich sollte doch der evolutionäre Wettbewerb – streng nach Charles Darwin – längst all jene Lebensformen aussortiert haben, deren biologische Ausstattung nicht den eigenen Fortpflanzungserfolg optimal befördert.

Wozu dann also diese vielen alten, längst wieder unfruchtbaren Weibchen bei der Spezies *Homo sapiens*?

Möglicherweise, so Voland, ist die Liebe von Großmüttern so vorteilhaft für das Wohlergehen ihrer Enkel, dass das lange Fortleben der Frauen nach dem Ende ihrer Fruchtbarkeit evolutionsbiologisch durchaus gerechtfertigt ist: weil sie durch ihre Fürsorge auch den eigenen Fortpflanzungserfolg absichern können.

Eine These, die der Forscher nun mittels der Genealogie als Hilfswissenschaft erhärten wollte: Anhand der historischen Kirchenbucheinträge rekonstruierten Voland und sein Kollege Jan Beise all jene Krummhörner Familien, bei denen Großmütter noch mindestens die ersten Lebensjahre ihrer Enkel erlebt hatten.

Tatsächlich schienen die Daten das segensreiche Wirken der alten Damen zu belegen: Wenn beide Großmütter noch am Leben waren, starben die Säuglinge seltener als ohne großmütterliche Liebe.

Doch die genauere Auswertung brachte eine Überraschung. „Die höhere Überlebenschance schien in der Statistik lediglich auf die Fürsorge der Großmutter mütterlicherseits zurückzugehen“, so Voland. „War diese Oma zur Stelle,

dann sank die Säuglingssterblichkeit im ersten Lebensjahr der Enkel um ein Viertel.“

Lebte dagegen nur noch die Mutter des Kindsvaters, dann sei das Sterberisiko der Enkel im ersten Lebensmonat sogar angestiegen – um etwa ein Drittel. Und

## Wozu gibt es Großmütter? Wer das ergründen will, braucht Daten aus der Genealogie

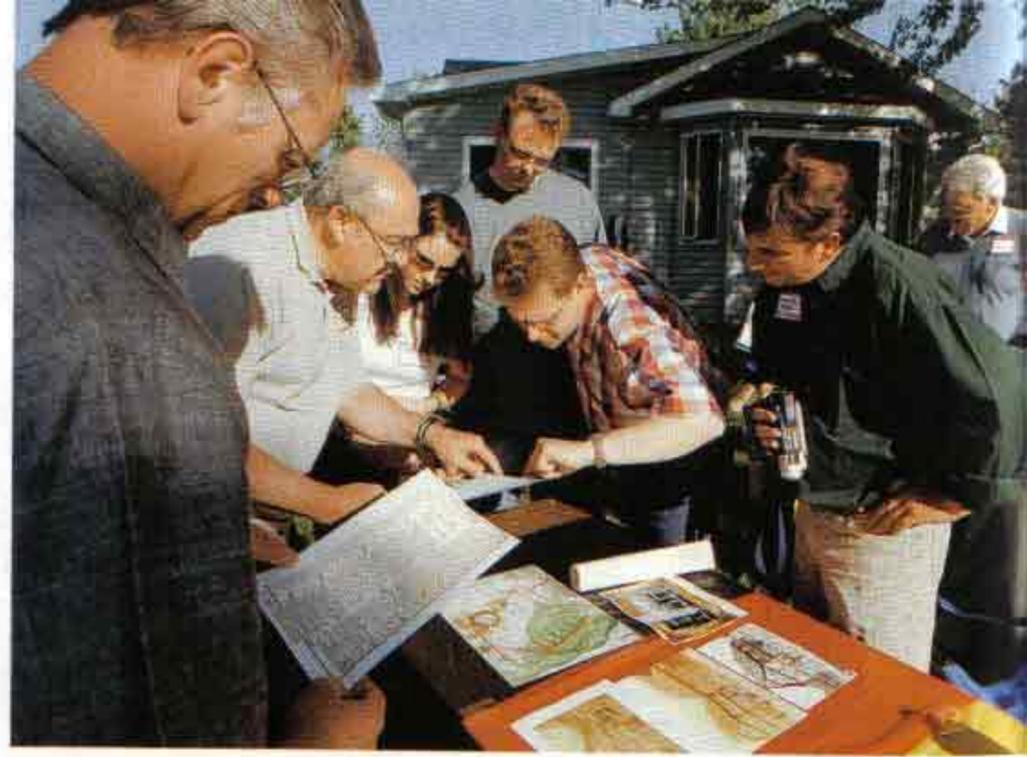
wenn sie gar im selben Dorf wohnte wie die junge Familie, hatte sich das Risiko mehr als verdoppelt.

Wie ist das zu verstehen? Kümmerten sich die älteren Frauen weniger aufmerksam um die Kinder ihres Sohnes als um die Kinder ihrer Tochter? „Die genealogischen Daten sagen nichts darüber aus, ob die Großmütter väterlicherseits ihre Unterstützung verweigert haben, oder ob ihre Hilfe nicht erwünscht war“, so Voland. „Vielleicht gab es grundsätzliche Schwierigkeiten im Verhältnis zwischen Müttern und deren Schwiegermüttern, die in einer so streng calvinistischen Gegend wie der um Krummhörn besonders stark durchgeschlagen sind.“

Die Psyche der jungen Mütter sei möglicherweise dadurch so stark belastet gewesen, dass sie im Extremfall sogar Probleme beim Stillen der Kleinen bekamen, womit deren Überleben gefährdet gewesen sei.

Evolutionsbiologisch sinnvoll war das Verhalten dieser Schwiegermütter aber nicht: Zwar kann

Als Collage aus gebündelten Haarsträhnen auf blauem Papier schuf Elisa Polazzi im späten 19. Jahrhundert diesen Stammbaum der Familie Bonaparte.



## TRANSATLANTISCHES TREFFEN

»Mein Name ist Michele, ich arbeite als Kellnerin in South Milford, Indiana.« Das sollen alle Zierdts der Zukunft wissen, wenn sie in 50 Jahren die DVD vom Familientreffen 2004 anschauen – falls das technisch dann noch möglich ist. Ronald, der Stahlarbeiter, sagt in die Kamera, dass er in Thüringen eine Feuerwehr befehligt, und die vierjährige Liberty Eternity wirft ihren Nachfahren schon jetzt Küsschen zu. Draußen

beugen sich derweil die Gäste mit dem Genealogen Holger Zierdt (Mitte) über alte Dokumente: Fotos des hessischen Erbhofes und eine Katasterkarte von Hazleton, Pennsylvania, wo einst ein deutscher Auswanderer namens Zierdt einen Schnapsladen betrieben hat. Beim Familienfoto ist das Ergebnis des Gentests noch nicht bekannt – wonach einige der Anwesenden gar nicht dazugehören, genetisch jedenfalls



sich ein junger Vater (und mit ihm dessen Mutter) niemals hundertprozentig sicher sein, dass das Kind seiner Frau auch wirklich sein eigenes ist. Aber in der Krummhörn-Region sei dieser Kuckuckskind-Alarm im 18. Jahrhundert offenbar überscharf eingestellt gewesen, vermutet Voland. „Und hat dann – so zeigen es unsere Daten – ganz konkrete Schäden angerichtet.“

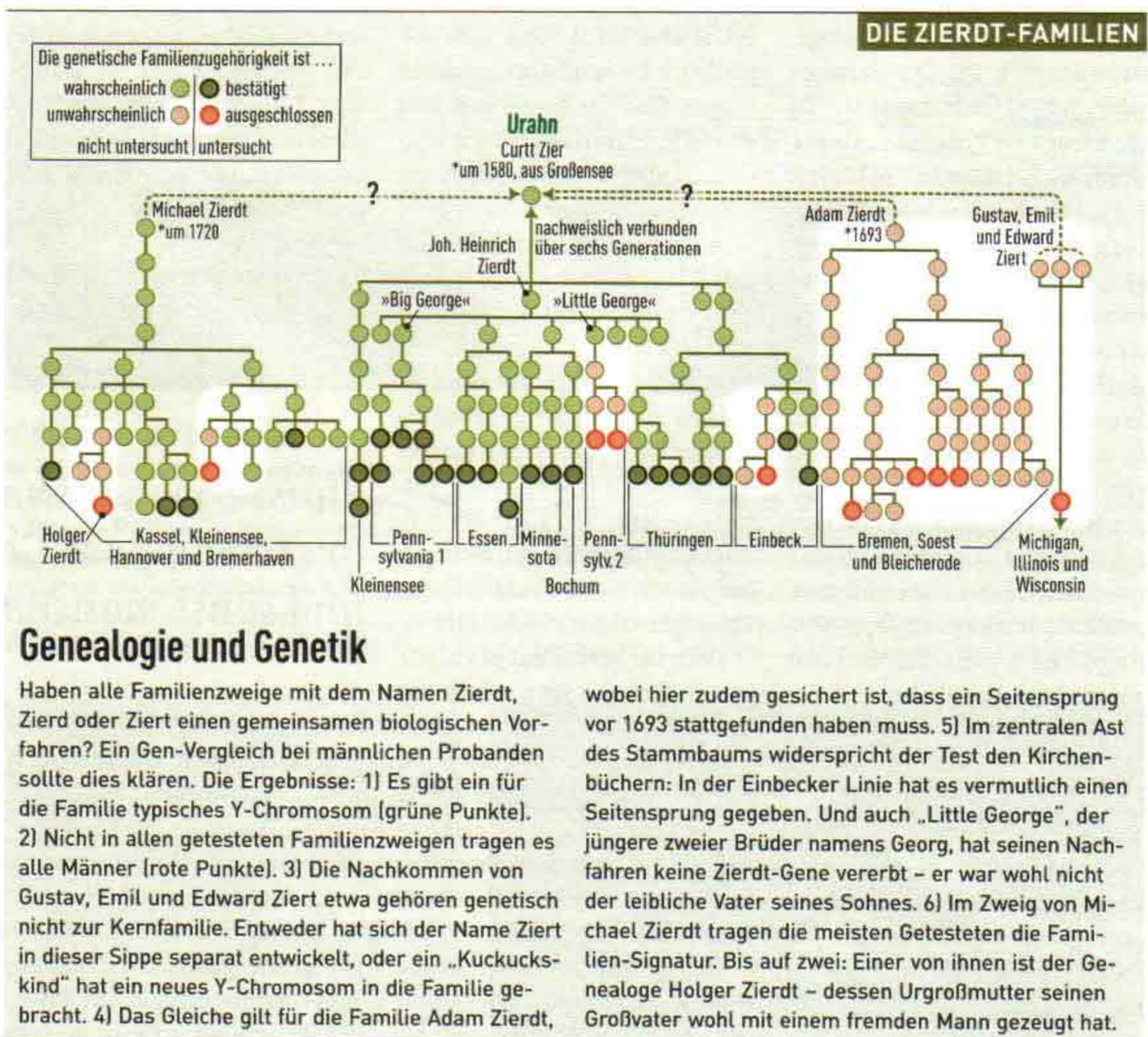
Für Genealogen ist die Unsicherheit einer jeden Vaterschaft seit jeher ein großes Problem ihrer Recherche. Wie viele Kinder tat-

sächlich so genannte „Kuckuckskinder“ sind, ist schwer herauszufinden. Ein britischer Forscher hat mit einer Erbgut-Analyse in der Region Liverpool festgestellt, dass dort neun Prozent aller Kinder nicht mit ihrem vermeintlichen Vater verwandt sind. Für Deutschland liegen die aktuellen Schätzungen bei etwa fünf Prozent – behaupten die Anbieter von Vaterschaftstests.

Die Familienforscher weichen diesem Thema lieber aus. Die meisten haben sich stillschweigend darauf verständigt, dass ihre

Recherchen vor allem der „sozialen Familie“ gelten – und nicht der genetischen Verwandtschaft, deren Verzweigungen in Kirchenbüchern und Standesamtsregistern ohnehin nicht mit letzter Sicherheit nachzuvollziehen sind. Eine pragmatische Entscheidung – die aber nur so lange funktioniert, wie ein Forscher der Sicherheit eines Gentests widerstehen kann.

5. JUNI 2004, FOND DU LAC, US-Bundesstaat Wisconsin. Für Holger Zierdt ist dieser Tag die Krönung von 15 Jahren Familienfor-



schung. Auf einer Wiese am Ufer des Lake Winnebago hat der Anthropologe aus Göttingen endlich zusammengeführt, was nach seinen Erkenntnissen zusammengehören sollte.

Knapp 70 Mitglieder von Zierdt-, Zierd- und Ziert-Familien sitzen im Garten eines College-Professors. Sie haben alte Fotos gesammelt und Anekdoten aufgeschrieben, haben Flüge gebucht und Autos gemietet, um jene Verwandten zu treffen, von deren Existenz sie lange Zeit nichts wussten.

Douglas, der Aktienhändler, ist aus dem kalifornischen Pasadena gekommen. Christel, eine Droge-rieverkäuferin, aus dem thüringischen Suhl. Hans-Jörg gestaltet für die Stuttgarter Fraunhofer-Gesellschaft Bücher über Raumplanung. Bill junior musiziert in Fort Wayne, Indiana, in einer Hippie-Band. Jürgen, der im Kali-Bergwerk arbeitet, ist aus Kieselbach angereist, Kunstweberin Gwendolyn aus Seattle.

Mikrobiologen und Mechaniker, Fahrlehrer und Feuerwehrleute, angehende Heilpraktiker und ehemalige Testpiloten, Anhänger des FC Bayern München und Fans der Rockband „Grateful Dead“ sind unter den Gästen – allesamt mutmaßliche Nachfahren jenes thüringischen Töpfers, der vor mehr als 400 Jahren gelebt hat.

Wayne Ziert aus Crystal Falls in Michigan, von dem niemand weiß, ob seine Linie überhaupt in den Familienstammbaum gehört, erzählt der Runde die Geschichte seines Großvaters: wie der bald nach der Jahrhundertwende aus einem kleinen russischen Dorf nach Brasilien auswandern wollte, auf der Reise zur Küste bei Ver-

wandten im deutschen Kaiserreich Station machte, dann wohl das Schiff verpasste – und so am Ende in Amerika landete.

Gastgeber Bill senior erinnert sich an die erste Kontaktaufnahme eines deutschen Zierdt mit einem Abkömmling der nach Amerika ausgewanderten Familienzweige: 1940 sei das gewesen, in New York. Die zwei Verwandten standen im Weltkrieg auf verschiedenen Seiten. Und der Amerikaner informierte vorsichtshalber das FBI über seinen Kontakt mit dem potenziellen Feind.

**NUN ENDLICH SOLL** auch Holger Zierdt für familiäre Anekdoten sorgen. Und das Ergebnis seines Genvergleichs erklären. Dem Wissenschaftler ist ein bisschen unwohl vor der Präsentation – denn er muss nun verkünden, dass vier der Gäste des Familientreffens genetisch nicht mit den anderen verwandt sind.

Immerhin: In acht der zwölf getesteten Familienzweige haben die Männer ihr Y-Chromosom eindeutig von einem gemeinsamen Vorfahren geerbt. Die Gene des thüringischen Töpfers leben demnach bis heute noch etwa in Minnesota, Thüringen und Westfalen fort.

Doch bei Wayne aus Michigan, jenem Ziert mit dem russischen Großvater, hat der Test ein Chromosom mit fremdem DNS-Muster ergeben. Er und sein Bruder Michael nehmen die Nachricht gelassen auf – für sie ist das Familientreffen ohnehin der erste Kontakt zu den übrigen Zierdts gewesen.

Etwas härter trifft es schon die einzige anwesende Nachfahrin von „Little George“, eines weiteren

Zierdt aus dem zentralen Ast des Stammbaums, der ebenfalls Mitte des 19. Jahrhunderts nach Amerika ausgewandert ist: Eine von dessen drei Ehefrauen, so lässt der Genvergleich vermuten, muss vor rund 150 Jahren fremdgegangen sein.\*

Die Y-Chromosomen aller getesteten Nachkommen von „Little George“ tragen nicht die Zierdt-Signatur – sondern die Gene eines heimlichen Liebhabers aus der Vergangenheit.

Und jener Zierdt, der eigentlich am meisten unter dem Testergebnis leiden müsste, hat die schlechte Nachricht zur Zeit des Vortrags längst verkraftet: Ausgerechnet das DNS-Muster auf dem Y-Chromosom von Holger Zierdt, des langjährigen Chronisten der Familie seines Vaters, stimmt ebenfalls nicht mit dem der meisten Testpersonen überein.

Mit seinem Gentest hat der Forscher seine Urgroßmutter entlarvt: Die dürfte mindestens einmal ihren Mann mit einem anderen be-

## *Blutsverwandte haben immer ein paar Gene gemein – und sonst manchmal nichts*

trogen und danach den Sohn aus dieser Liaison zum ehelich gezeugten Kind erklärt haben. Mit der Folge, dass Holger Zierdts Großvater, sein Vater und er selbst genetisch nicht mehr zur Familie gehören.

„Das war zuerst ein ganz schöner Schock“, erzählt der Genealoge aus Göttingen seinem verblüfften Publikum. Aber inzwischen sehe

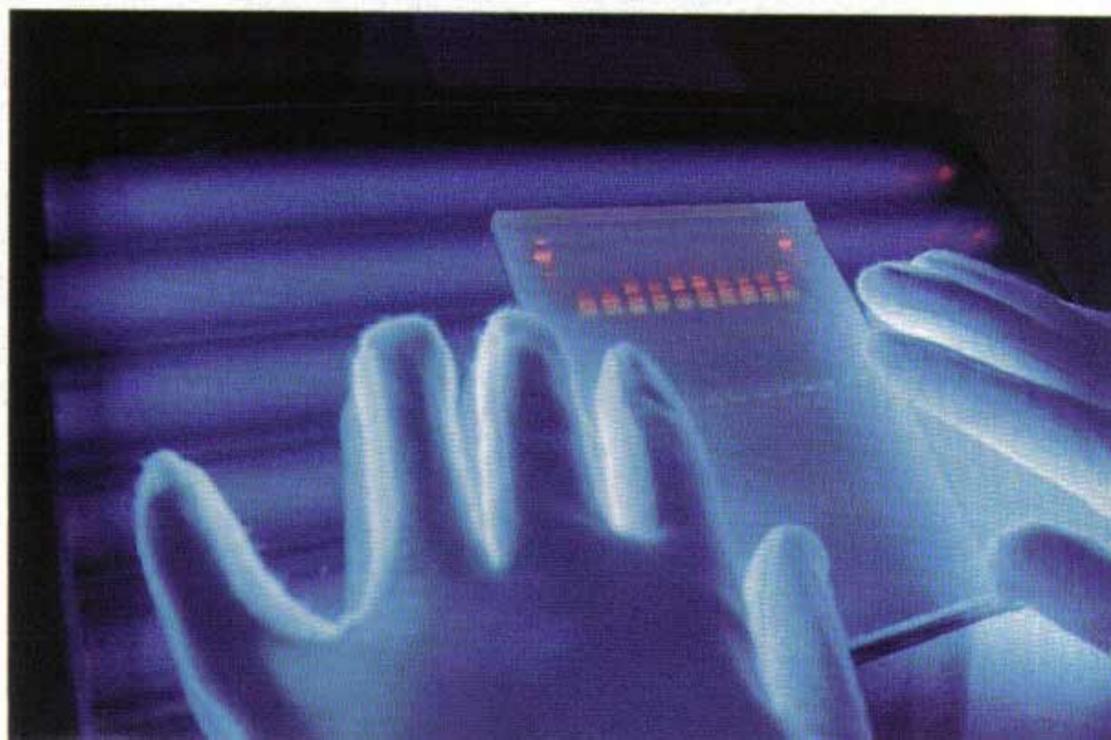
\* Theoretisch könnte der Fehltritt auch schon auf der Ebene von „Little Georges“ Mutter geschehen sein. Der Test ist nicht völlig trennscharf.

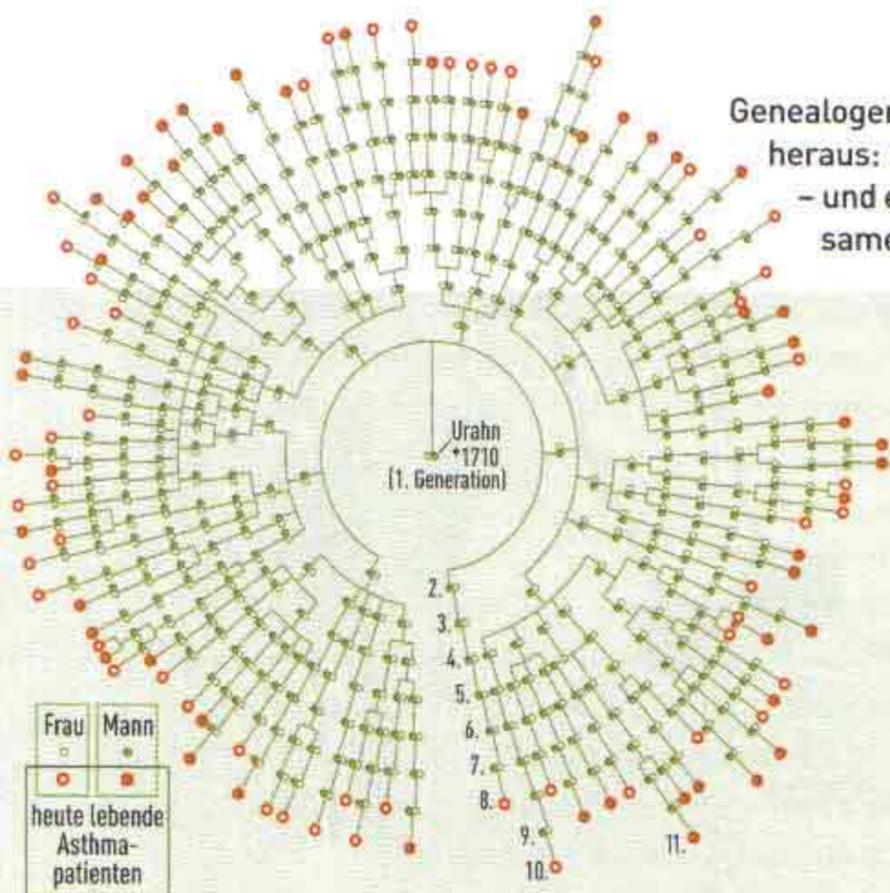


### FAMILIENFORSCHUNG IM LABOR

Per Brief haben viele Zierdts ihre Speichelproben an die Abteilung für Historische Anthropologie in Göttingen geschickt. Dort hat der Biologe Torsten Trumme ihr Erbgut mithilfe des Elektrophorese-Verfahrens verglichen. Zunächst hat er Fragmente ihres Y-Chromosoms millionenfach kopiert, um dann die so erhaltene DNS-Lösung auf eine Platte mit Gel aufzutragen. Diese wird unter Spannung gesetzt, und die eingefärbten

DNS-Stücke wandern – je nach Länge mit unterschiedlicher Geschwindigkeit – durch das Gel zum Pluspol des elektrischen Feldes. Unter UV-Licht ist die zurückgelegte Distanz zu erkennen, die kürzeren Fragmente sind schneller durchgekommen. Sind die DNS-Stücke zweier Probanden bei allen untersuchten Gen-Orten gleich lang, so haben diese Testpersonen ihre Y-Chromosomen von einem gemeinsamen Vorfahren geerbt





Genealogen fanden es heraus: 104 Asthmatiker – und ein gemeinsamer Vorfahr

## ERBKRAKHEITEN

### Mediziner brauchen Genealogen

Auf Island ist die Ahnenforschung seit Jahrhunderten so populär, dass viele Familienlinien sich bis in die Zeit der Besiedlung der Insel im Jahre 874 verfolgen lassen. „Perfekte Bedingungen für die Erforschung von Erbkrankheiten“, findet der Neuropathologe Kari Stefansson, der den genetischen Ursachen von 50 häufigen Leiden auf der Spur ist. Dazu nutzt er eine genealogische Datenbank, in der drei Viertel aller Isländer, die je gelebt haben, verzeichnet sind; zudem rund 100000 Blutproben heutiger Patienten; und eine Sammlung anonymisierter Krankengeschichten seit 1915. Quasi per Knopfdruck lassen sich so beispielsweise jene 104 Asthmapatienten von heute identifizieren, die alle von einem gemeinsamen Vorfahren im frühen 18. Jahrhundert abstammen. Ein Roboter kann die dazugehörigen Blutproben aus dem Archiv ziehen, damit die Forscher das defekte Gen durch einen Erbgutvergleich lokalisieren können.

Datenschützer sehen das Projekt kritisch. Stefansson hält dagegen: 16 Gendefekte hat er schon identifiziert, darunter solche, die das Risiko für Schlaganfall und Schizophrenie erhöhen. Diese Erkenntnisse über die genetischen Grundlagen der Krankheiten sollen helfen, Medikamente zu entwickeln.

Mit einer ähnlichen Methode nähern sich Forscher der Universitätsklinik Regensburg den Ursachen der Alzheimerkrankheit. Sie konzentrieren sich auf das Bistum Passau: weil dort seit Jahrhunderten die Familie des Johann F. zu Hause ist, bei dem die Krankheit 1910 erstmals diagnostiziert wurde. Und weil diese Diözese alle Kirchenbücher in einer Datenbank erfassen lässt. So konnten die Forscher den Stammbaum des ersten „offiziellen“ Alzheimerkranken bis in das Jahr 1750 rekonstruieren – und fanden heraus, dass in den Sterbeeinträgen von mehr als 50 seiner historischen Verwandten Begriffe wie „Gehirnwassersucht“ oder „zuletzt ohne Geist“ auftauchten. Jetzt haben die Forscher die Ahnenfolge von 65 heutigen Alzheimerpatienten aus Niederbayern bis zurück ins 18. Jahrhundert ausgearbeitet – und erkannt, dass einige von ihnen tatsächlich mit der Familie des Johann F. verwandt sind. Der familiäre Gendefekt soll nun durch einen DNS-Vergleich enttarnt werden.

er die Sache positiv: „Zumindest weiß ich jetzt ein wirklich interessantes Detail aus dem Leben einer meiner Ahninnen.“

Die Zierdt-Familie will er dennoch weiter ausforschen. (Schließlich hatte ja sein sozialer Urgroßvater biologisch noch dazugehört.) Daneben aber wird er sich vielleicht ein wenig stärker als bisher der anderen Seite seiner Ahnen zuwenden: den vielen hundert Vorfahren in seinen bisher vernachlässigten mütterlichen Linien. Ein Brauereibesitzer in Leipzig ist dabei, das weiß er schon. Und irgendwann, in der dritten oder vierten Generation, kommt gar ein adliger Zweig hinzu – was meist bedeutet, dass es viele gute Quellen gibt.

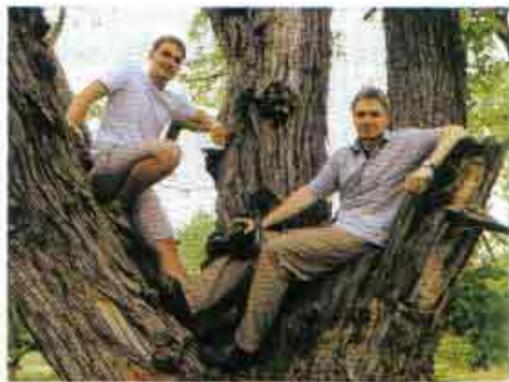
**HISTORISCHE** Familienforschung oder biologische Abstammungsgeschichte – in Zukunft werden sich die Genealogen immer häufiger die Frage stellen müssen, was davon sie eigentlich betreiben wollen. Professionelle Erbgutvergleiche sind inzwischen auch für Privatleute bezahlbar. Und für viele Ahnenforscher ist schon heute die Versuchung groß, eine Lücke in ihren über Jahre recherchierten Stammbäumen endlich mithilfe der Naturwissenschaft zu überspringen. Was manchmal zu Verwirrung führt: Kann doch der biologische Verwandtschaftstest ihre aufwendigen genealogischen Konstrukte auch komplett infrage stellen.

Wer eine klare Ahnenfolge finden möchte, muss sich klar entscheiden, nach welchem Kriterium er „Familie“ definieren will. Was also prägt den Menschen, und was nützt dem Genealogen mehr –

das Erbgut oder die familiäre Sozialisation?

Bryan Sykes, der Oxford-Forscher, der alle Europäer auf sieben Urmütter zurückführt, glaubt vor allem an die Kraft der Gene. Noch heute, so behauptet er, stifte die biologische Verwandtschaft eine mysteriöse Verbundenheit, eine Art Wir-Gefühl, unter den jeweiligen Nachkommen dieser sieben Frauen aus der Frühgeschichte der Menschheit.

Heiner Keupp, der Psychologe aus München, hält die Genetik bei der Suche nach der eigenen Identität dagegen für zweitrangig. Unabhängig von der biologischen Verwandtschaft, so glaubt er, können auch schon längst verstorbene Vorfahren uns prägen, etwa, wenn sich familiäre Traditionen entwickeln. „In meiner eigenen Familie waren alle Männer einer Linie über 15 Generationen Theologen. Das hat meinen Lebensweg ganz klar beeinflusst – ich wurde als Kind so oft gefragt, ob ich nicht ebenfalls Theologie studieren wolle, dass ich es vermutlich eben deshalb nicht getan habe.“ □



Bei ihrer Recherche auf dem Familientreffen der Zierdts wurden der GEO-Redakteur JENS SCHRÖDER, 31, und Fotograf MICHAEL



HAGEDORN, 38, zu Zierdt-Verwandten ehrenhalber ernannt – auch ohne das familiertypische Y-Chromosom. Der Bildband „Stammbäume“ erscheint im September bei Knesebeck.